

Que sera. Was, wie, irgendwann wohl werden mag – oder schon war?

Woher soll gerade ich das wissen. Natürlich muss es grundsätzlich möglich sein, meinen Verwesungsgrad zu antizipieren, und das umso genauer, je bekannter die äußeren Rahmenbedingungen – Todeszeitpunkt, Material des eventuellen Behälters, Bodenbeschaffenheit der Deponie, Mikro-, Makroklima der Örtlichkeit etc. – sind. Und auch meine inneren Gegebenheiten dürften ein Wörtchen mitreden, etwa die Frage ob und was ich zuletzt noch zu mir genommen, bzw. ausgeschieden habe. Beides hat Einfluss darauf, ob sich die spezialisierten Insekten – falls es sie noch gibt – angezogen fühlen, ob sie einen Bogen um mich machen, welche Wirkungen die Leichenfauna entfaltet ... aber was rede, bzw. schreibe ich da? Geschwätz, Äußerlichkeiten, die nichts erklären, außer vielleicht meine Methode, die darauf vertraut, dass 1. mein Drauflosschreiben am Schluss einen Sinn ergibt, dass es 2. mir (und den andern) auf dem Weg zum Ende nicht todlangweilig geworden sein wird. Bevor ich(wir) nun wirklich gleich anfang(e)n zu gähnen, hier schon mal ein nicht unbedeutender Höhepunkt: Die Frage nach der Zukunft, der näheren oder ferneren, ist verzwickelt, denn die Welt ist bereits untergegangen. Bloß hat es keiner bemerkt. Ich selbst wohl auch nicht so recht ... würde ich das hier sonst schreiben?

Die redlichere Option an dieser Stelle hieße möglicherweise: innehalten, Geduld üben, die Fragerei nach irgendeiner Zukunft sausen lassen. Linie 8, Nordfriedhof, aussteigen, Schluss. Oder wenn schon weiterschreiben, dann stünde es mir, dem Autor, natürlich bitteschön frei, hier einfach Klar-Schiff zu machen, zünftig ein so oder so stattgehabtes Weltenende zu präsentieren, anstatt mich gegen die schnöde, überaus undankbare Wirklichkeit eines unbemerkt gebliebenen Untergangs zu verkämpfen. Dass es aber so ist und das Ende einfach nicht auffällt, ist kaum verwunderlich, kam es doch schleichend daher, ohne Kollision unserer geplagten Kugel mit dem Planeten Nibiru, ohne Feuer und Schwefel, ohne Kugelblitze, Donner und Krachen, ohne Eruptionen, die das Innerste nach außen kehrten, ohne gierige Erdspalten, die alles verschlangen und selbst ohne die allfällige Sintflut. Kein Stückchen Boden unter irgendjemandes Füßen war weggebrochen, keinerlei Materie wirbelte ungehörig umher. Nicht einmal die professionell betriebene Beobachtung von seismografisch sensiblem Getier lieferte verwertbare Indizien. Fehlanzeige, was all das betrifft, ebenfalls von vorausgegangenen Panikkäufen oder nachträglich die Menschen stumm packendem Entsetzen findet sich weit und breit keine Spur, was

letztlich nur heißen kann: Nicht trotz, sondern wegen des allenthalben unauffälligen Weitersos der irdischen Dinge stinkt die Sache zum Himmel; vernünftige Zweifel am stattgefundenen Weltuntergang kann demnach eigentlich niemand wirklich vertreten.

Alles geht also weiter. Wahrscheinlich schon lange. Dietrich Harth, Finale: das kleine Buch vom Weltuntergang, München 1999 gibt phantastische Anregungen dazu ... Verjüngungsepoche nannte Goethe den Weltuntergang gegenüber Eckermann. Das Ende der Welt kann ich mir ja vorstellen, das Ende des Kapitalismus aber nicht! Mark Fisher hat das auf das geduldige Papier geschrieben, ohne dabei an Karl Kraus zu denken, von dem die wichtige Einsicht überliefert ist, dass schneller nachgedruckt sei als nachgeforstet. Wie recht er doch hat, der Mahner Kraus, dem das Dilemma bestens geläufig war; hat er als Vielschreiber den Papierverbrauch doch selbst kräftig beflügelt. Auf andere Weise der Tragik ihrer Zeit verhaftet waren Enzensbergers vier apokalyptischen Reiter, die er als Westernhelden auftreten ließ, die Zigaretten verkauften. Der Untergang, so Enzensberger, sei nicht mehr das, was er einmal war. Etwas weniger aktiv, in seinen Mitteln aber zur damaligen Zeit absolut modern, ließ der vielseitige Blaise Cendrars den Engel von Notre-Dame sich nützlich machen, indem er ihn mit dem Auftrag betraute, von seinem privilegierten Hochsitz aus den Weltuntergang zu filmen; keine Ahnung, als was dieser Engel dann genau einhundert Jahre später – 2019, man erinnere sich – den verheerenden Brand seines Habitats verkaufte. Unabhängig von solchen, sich immer wieder mal ereignenden Unglücken, ist Cendrars Haltung zum Untergang glasklar definiert, eben als eine Angelegenheit, die es lohnt festgehalten zu werden. Dumm nur, wenn, wie Giacomo Leopardi seinen Kobold – 1887 – verkünden ließ, dass es Berichtenswertes wahrhaftig nicht mehr gäbe. Recht verduzt zeigte sich da sein Gesprächspartner, der Gnom, als dieser im Auftrag seines besorgten Vaters nach den Menschen suchte und stattdessen vom Kobold zu hören bekam:

Auf die harrt ihr umsonst; sie starben alle.

Gnom: Was meinst du damit?

Kobold: Nun, dass alle Menschen tot sind und das ganze Geschlecht erloschen.

Gnom: Da werden die Zeitungen was zu berichten haben. Doch bis jetzt haben sie noch nichts darüber gebracht.

Kobold: Du Narr, bedenkest du nicht, dass, wenn alle Menschen tot sind, auch keine Zeitungen mehr erscheinen können? ...

Was ist dran an Leopardis Koboldlatein, das Emil Cioran sicherlich kannte, aber

dennoch verlauten ließ: Nichts ist sicher auf der Welt, nicht einmal das Weltende. Und: Weil er eine ungeheure Ausnahme bildet, kann der Mensch nicht gut enden. Auf seine widersprüchliche Art hielt Cioran die Frage nach dem Endspiel schlicht im Vagen. Ganz anders vor ihm Charles Baudelaire, der das Ende der Welt zwar erwartete, jedoch aus prinzipiellen Überlegungen ausschloss: Die Welt geht ihrem Untergang entgegen, so der Dichter. Der einzige Grund für ihren Fortbestand ist ihr tatsächliches Vorhandensein.

Offenbar ist es anders gekommen. Ihr Vorhandensein hat der Welt nichts genützt, und das obwohl genau genommen erst umgekehrt ein Schuh daraus wird, denn nur was da ist, kann auch verschwinden: Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut beginnt Jakob van Hoddis sein Poem Weltende.

Wer nun meint, ich solle mir solche Banalitäten verkneifen, sei an jene Skeptiker erinnert, die die Möglichkeit eines Lebens vor dem Tode grundsätzlich infrage stellen. Aus solchen Dystopikern macht die Realität im Handumdrehen freundliche Utopisten, weil sie dem Untergang faktisch ein Schnippchen schlagen, indem sie ihm, dem Untergang, uns, die wir der humane Rohstoff des Endes sind, verweigern.

Eine Schlangengrube der Meinungen ist dieser Untergang. Hin geht es da und her, wobei das Bild von dem Abgrund, in den wir bereits stürzen auch schlicht nur vorgeschoben sein kann, um Verbündete gegen irgendwelche, erfundene und/oder echte Fehlentwicklungen um sich zu scharen. Im Glauben an diese oder jene Zukunft, bei der die Westler, natürlich, wie immer die Privilegierten sind, weil das Abendland mit Sicherheit als erstes versinkt ...

Fakten, Fakten, Fakten sind in diesem Durcheinander das Mittel der – und so auch meiner – Wahl. Fakt ist das, was wir sehen, nämlich, dass das Leben und damit gleichbedeutend das Ende weitergeht. Ein Ende ohne Ende, alles wie gehabt schreitet voran, all inclusive, meine Verwesung, wenn vorerst auch nicht abschließend datierbar, inbegriffen.

Fürs Erste wäre die Sache damit geklärt; entsprechend kann sich der Blick nun unverzagt auf den in der Überschrift aufgeworfenen Fragenkomplex richten; was also mag wohl wie, irgendwann werden. Und worauf darf er da hoffen, der Blick, vielleicht auf die Rückkehr zu Sommern wie früher und/oder die sukzessive Verringerung der Abweichungen vom ehemals durchschnittlichen Niederschlagspfad? Wäre schön,

wozu aber zum Teufel sollte das gut sein, nachdem wir uns bereits quasi organhaft zufrieden mit und in unserem endlosen Ende wälzen?

Was es, wenn ich mich so umschaue, weiterhin, ebenso wie die Zeitungen gibt, sind große Geschichten wie jene von einer Eismeerexpedition, an der ein Kollege seit geraumer Zeit schreibt und über deren Fortgang er uns gelegentlich mit vorgelesenen Kostproben auf dem Laufenden hält: Nicht von Anfang an, aber bald tauchte da ein gewisser Robert auf, ein junger Mann, von dem schnell klar wurde, dass er trotz seinem untergeordneten Status – als Praktikant – jeweils wie eine Schicksalsgöttin am Ausgangspunkt von wichtigen, manchmal sich jedoch als nichtig herausstellenden Wendungen steht. Eine ähnlich bedeutende Rolle wie diesem Robert ist übrigens auch der Hardware, dem Schiff zugeteilt, einem Eisbrecher (Name vergessen), der da mit oft nur drei Knoten internationale Geschäftigkeit durch abseitige Routen schiebt und fallweise boxt (boxen nennt sich das Vorwärtskommen mit Anlauf – vor, zurück, vor – in der Eisbrecherszene). Seeleute, Forscher, Experimente, Langeweile, Spannung, Gefahr, alles wie es sein muss hat die Geschichte bereits mit der schier unendlichen Dunkelheit der Polarnacht verwoben. Virtuos. Das komplette Potpourri rauscht nur so dahin ... Was hingegen, kaum zu glauben, bisher überhaupt noch nicht aufpoppte: irgendetwas mit Liebe im Spiel; Fehlanzeige, auch momentan, in der aktuell letzten Lesung, jetzt die Schilderung der auf zwei Wochen angesetzten alles entscheidenden Passage ..., die sich hinzieht. Dramaturgisch der ideale Zeitpunkt für Abwechslung, für Herz und Gemüt, bevor es zum echten Finale, Sieg oder Niederlage in der Geschichte kommt.

Tatsächlich aber weiter Routine, Instrumentencheck um Seite 200 herum, und? Keine besonderen Auffälligkeiten; bemerkenswert immerhin um Ortszeit 22:03 Uhr ist es draußen ungewöhnlich warm: minus zwei Grad, was das wohl bedeutet; und wie ich mich das frage, erfolgt er, abrupt, der Schwenk: von der Brücke in die Katakomben des Schiffes. Natürlich zu, wen wunderts? Zu Robert. Zu einem vor sich hin lächelnden Robert, der gerade seinen Laptop zugeklappt hat. Schon lehnt er sich mit einem kleinen Seufzer zurück, fort von der Enge seines Schreibbords. Die Augen geschlossen wogt – jetzt kommts, wogt süße Erinnerung durch seine Sinne. Ja, da fühlt er ihn wieder, den heutigen Nachmittag, von dem wir noch nichts wissen. Von diesem Nachmittag mit IHR, an dem SIE, SIE sich aus heiterem Himmel zur Seite neigt. Zu ihm, an ihn. IHR Duft, IHRE Frische schmiegt sich an ihn; lässt seine Haut,

so stelle ich mir das vor, sich weiten, IHR entgegen, er bebt, tiefes Erzittern, nach innen und außen. Für einige überrumpelte Sekunden ruht IHR Kopf auf seiner Schulter, füllt, als ob er da hingehörte, den sich weichmachenden Winkel zwischen Roberts Schlüsselbein und seinem Hals. Schwarze Haarsträhnen von IHR fallen auf ihn, leicht gewellt, bedecken ihn sanft, pulsieren mit seinem Herzschlag, verweben sich ineinander zu einem feinen Gewand aus Rhythmus und Haar. Und SIE ... atmet tief, keinen Atem für Worte, sondern elementar, einen Atem der tut, was er tut, der das von ihm sich flach zurückhaltende Luftholen zutraulich einlädt, sich zu vermählen, IHREN Atem und seinen ineinander verschmelzen zu lassen.

Die zarten Augenblicke, die Robert so bewegt erinnert, sind sie bloße Chimäre, lediglich eine aus der täglichen Routine des nebeneinander auf den Bildschirm Starrens herausgefallene Bewegung? Anscheinend ja, war „seine“ SIE nur kurz eingnickt. Diese Sicht der Dinge drängt sich mir auf; sie ist Teil des Verwirrspiels des Kollegen, aus dessen geistigem Humus diese Expeditions- und nebenbei Liebes?geschichte sprießt. Immerhin, die bis dahin bekannten literarischen Fakten lassen Robert noch hoffen, mich dagegen recht zweifeln, besonders was die den Rückzug ihres Kopfes begleitenden Umstände betrifft: Mit einem gar nicht anmutigen Gähnen öffnet sie die (offenbar bis dahin geschlossenen) Augen und rückt geschwind von ihm ab. Unvermittelt, genauso wie zuvor, das Sinken eines Kopfes auf eines anderen Schulter ... danach herrscht business as usual, unverbindliche Freundlichkeit, keine privaten Worte. Nicht von Robert, nicht von ihr, die sich übrigens Danika nennt, geboren in Manila, Vater aus Rijeka/Kroatien, aufgewachsen in London.

Wie kann es sein, dass nach stattgefundenem Weltuntergang nun doch, wie geschildert, so viel Gegenwart möglich sein soll, gefüllt mit mächtiger Masse an offener Zukunft, an gläubiger Hoffnung, lauender Enttäuschung, die in dieser Gegenwart hausen? Die Antwort, leider, ist simpel und muss mit „sorry“ beginnen: Sorry. Ich hatte mich wohl getäuscht. Die Welt ist nicht untergegangen, auch mein Verwesungsprozess wartet noch auf den Startschuss. Ja, ich gebe es zu, ich war, freundlich gesagt irritiert, zu einseitig – was gar nichts entschuldigt – viel zu einseitig hatte ich mir meine These vom vollendeten, unbemerkt gebliebenen Untergang zurecht gelegt, wobei Hieronymus Bosch (geboren um 1450) einer meiner ersten Zeugen geworden war.



https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/thumb/1/17/Hieronymus_Bosch_-_The_Garden_of_Earthly_Delights_-_Hell.jpg/800px-Hieronymus_Bosch_-_The_Garden_of_Earthly_Delights_-_Hell.jpg

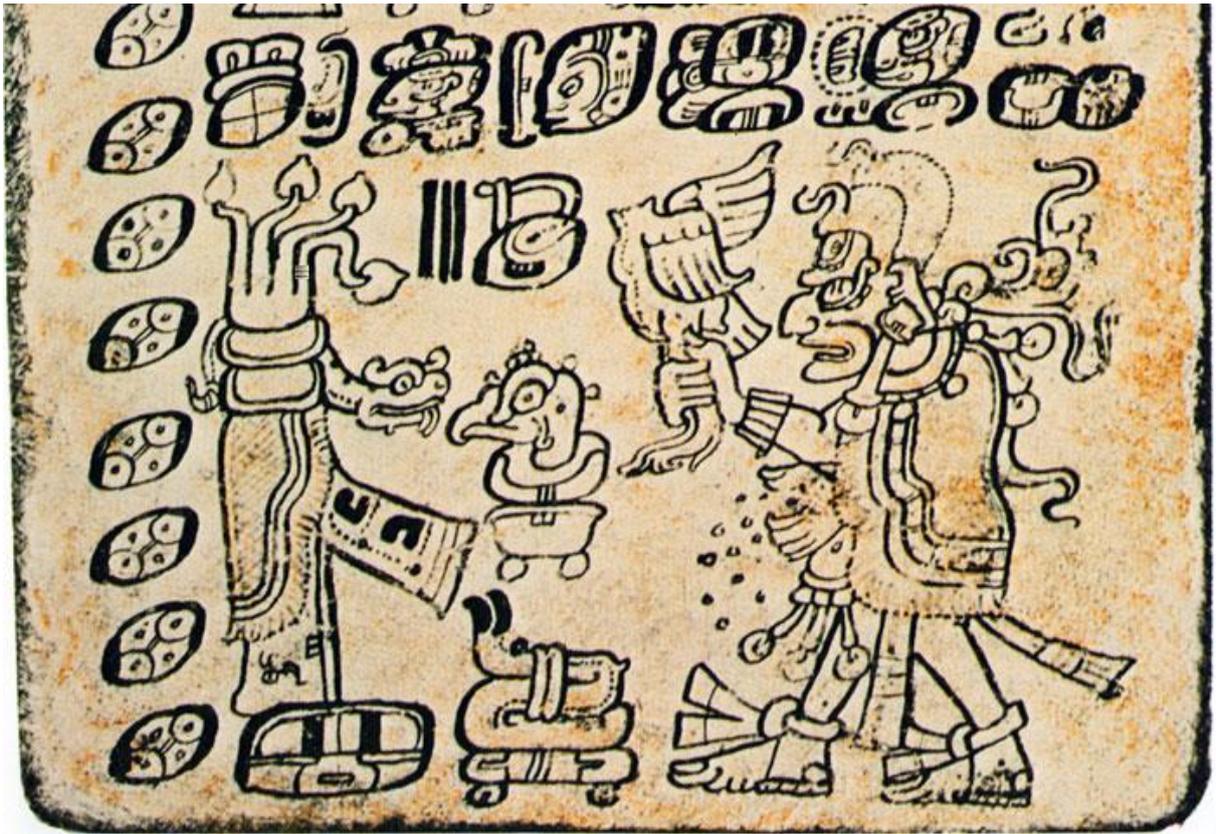
Auf seiner „Höllentafel“ hat Bosch für mich das Ende ohne Ende ins Bild gesetzt: Seine menschengemachte Hölle ist demnach beileibe kein jenseitiger Entwurf. Im Gegenteil. Dort geht es zu, wie beim Weltuntergang, der niemandem auffällt. Niemandem, außer dem einen oder anderen Visionär, denn es muss doch was dran sein, wenn etwa Adorno schreibt: Weil die Welt ihren Untergang überlebt hat, bedarf sie gleichwohl der Kunst als ihrer bewusstlosen Geschichtsschreibung. Der Untergang, so dachte ich mir das, liegt an uns. Und haben wir es erst so weit

gebracht, dann leben wir lustig weiter, richten wir uns auf neue Art ein in einem Nachtbild, ohne Natur, in der menscheigenen Schöpfung aus Kriegen, verwüsteten Städten, Folterkammern.

Was soll's, sagt man sich, der Leib war eh immer Pein, dann soll er sich eben selbst sein Höllenfürst sein; da sitzt er nun, auf einem Gebilde zwischen Thron und Abort, frisst Seinesgleichen, scheidet sie wieder aus, immer wieder neu durcheinander geschüttelt. Leid wird grelle Lust, Horror süßer Genuss, selbst Musikinstrumente dienen der Folter, aber, wie gesagt, man richtet sich ein, macht es sich bequem, lauscht dem Entsetzen, den verkackten Klängen, der „kleinen Hintermusik“, deren Noten, eingeritzt auf dem Po einer der von Bosch im linken unteren Drittel gemalten Figuren, Jahrhunderte später von der dann 20jährigen Amelia, Studentin an der Oklahoma Christian University, auf der Höllentafel entziffert, intoniert in C, ins unermüdliche Internet gestellt, seither für quasi jedermann klingt. Ein Stück von 27 Sekunden ...

Die Kunst, die Philosophen, die Forscher, die Dichter haben mich besoffen gemacht, haben meine Perzeption, sagen wir mal, etwas verrückt. Zudem, auf seine Art, hat mich auch dieser liebesgewisse Robert mit seiner „kontrollierten Halluzination“ dazu gebracht, mir, wie er es tat, die Fakten zurechtzubiegen. Und überhaupt, der Vollständigkeit halber, darf ich Bolon Yokte' K'uh, oft dargestellt mit geköpftem Greifvogel (manche sehen da nur einen Truthahn) in der Rechten nicht unerwähnt lassen: Bolon Yokte' K'uh, Gott der Totenwelt, von Haus aus Herr über Krieg und Schöpfung ist nämlich zurückgekehrt. Dieser, ich nenne ihn kurz Bolon, oder je nach dem, an wen ich mich wende, setze ich auch gerne mal Gott davor: Gott Bolon also, gemäß den alten Mayas, hat den Auftrag, auf Erden die neue Zeitrechnung einzuführen; nicht irgendwann, sondern exakt nach dem Weltuntergang. Voilà! Die Tatsache, dass Bolon nun irgendwo da gewesen ist, hat mich sodann weiter in meinem schon angedachten Schluss vom bereits stattgehabten Ende inclusive meiner begonnenen Verwesung bestärkt. Obwohl ich eigentlich nicht rieche.

Wie bitte? Mit welchen Fakten außer dem nicht wahrgenommenen Weltuntergang Bolons Rückkehr zu belegen sei? Keine Ahnung; ich empfehle sorgfältige Lektüre von alten/zukünftigen Zeitungsartikeln, sowie von großen – und kleinen – literarischen Geschichten, die es immerhin noch geben wird, beziehungsweise schon gibt. Warum denn auch nicht?



<https://markustermin.com/wp-content/uploads/2012/03/bolon-yokte-kuh.jpg>